



BRIGITTE BLOBEL

**MÖRDER
HERZ**

Weltbild

Daniel Panetta hat ein neues Herz bekommen. Wenig später erfährt er, dass der achtzehnjährige Spender in einen Mordfall verwickelt war. Panetta lässt der Fall keine Ruhe: Schlägt in seinem Körper das Herz eines brutalen Doppelmörders? Die Spurensuche wird zu einer abgründigen Verstrickung in ein fremdes Leben.

»Ein meisterhaftes Psychogramm eines von Ängsten und Ungewissheit geplagten Mannes.«

Hamburger Abendblatt

Brigitte Blobel

Mörderherz

Roman

Weltbild

Die Autorin

Brigitte Blobel hat Reportagen für viele große Magazine (Stern, Geo, Merian, Playboy, Harpers Bazaar) geschrieben, bevor sie in die Belletristik wechselte. Ihr erster Roman Alsterblick wurde gleich ein Bestseller, ebenso Der Ruf des Falken, Das kalte Land und viele mehr. Heute schreibt sie vor allem Drehbücher für TV-Filme wie Der Herbst des Patriarchen (mit Mario Adorf) oder Almuth und Rita (mit Senta Berger und Cornelia Froboess). Ihre Jugendromane zu aktuellen Themen wurden mehrfach ausgezeichnet und in mehr als 20 Sprachen übersetzt. Nach vielen Jahren auf Mallorca, wo sie Wein anbauten und Olivenöl produzierten, lebt sie mit ihrem Mann, dem Politikjournalisten Wolfram Bickerich wieder in Hamburg.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Brigitte Blobel

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München www.ava-international.de

Die deutsche Erstausgabe ist 1979 im Wunderlich Verlag erschienen

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-723-4

Für Tatjana

TONBANDABSCHRIFT DER
TRANSPLANTATIONS-KONFERENZ
VOM 27. JUNI 1998

Teilnehmer: Vorsitzender Peter Hershberger, Prof. Ronald Kirklin, Prof. Dr. Bob Grady, Prof. Kathleen Sheehan, Dr. Kenneth Dwight-Williams.

Peter Hershberger:

Kollege Grady möchte noch einen dringenden Fall vortragen.

Ronald Kirklin:

Hat das nicht bis nächste Woche Zeit, Bob?

Bob Grady:

Nächste Woche bin ich auf dem Kardiologen-Kongress in Phoenix.

Kenneth Dwight-Williams:

Ich will mit meiner Frau ins Reisebüro, den Urlaubsflug buchen.

Bob Grady:

Und du denkst, dass alle Flüge ausgebucht sind, wenn ihr nur eine halbe Stunde später kommt?

Peter Hershberger:

Bob, je eher du anfängst, desto eher sind wir damit durch.

Bob Grady:

Okay, an mir liegt's nicht.

Kathleen Sheehan:

Kann jemand vielleicht die Klimaanlage etwas runterstellen? Es ist verdammt heiß hier drinnen.

Kenneth Dwight-Williams:

Hast du es schon mal mit Östrogenen versucht?

Kathleen Sheehan:

Was willst du damit sagen? Dass ich in die Menopause komme? Ich bin dreiundvierzig, Kenneth!

Peter Hershberger:

Und siehst keinen Tag älter aus, Kathy.

Kathleen Sheehan:

Wenn ich nicht das ganze Wochenende Notdienst gehabt hätte, sähe ich zehn Jahre jünger aus, als ich wirklich bin. Frag den neuen Assi. Der hat mich auf Mitte dreißig geschätzt.

Peter Hershberger:

Können wir zurückkommen zum Thema, bitte? Ich hab um 14.00 Uhr Visite. Dein Fall, Bob.

Bob Grady:

Myocard-Insuffizienz im finalen Stadium. Ich hab die Unterlagen für euch kopiert, vielleicht gebt ihr sie mal rum.

Kathleen Sheehan:

Warum tut mir eigentlich keiner den Gefallen und dreht die Klimaanlage runter?

Peter Hershberger:

Marilyn, kümmern Sie sich darum? Bob, mach weiter.

Bob Grady:

Vor zwei Wochen wurde mir vom Medical Center D.C., Foggy Bottom, der Fall Daniel Panetta überwiesen. Panetta leidet an therapierefraktärer Herzinsuffizienz, die linke Herzkammer ist bereits vollkommen dilatiert, 90 Prozent funktionsunfähig. Die rechte zeigt deutliche Dekompensationserscheinungen. Panetta hat starke Schmerzen, kombiniert mit Angstzuständen bei Atemnot, oft akutem Sauerstoffmangel.

Peter Hershberger:

Was würdest du sagen, welches Stadium?

Bob Grady:

Zwischen drei und vier.

Peter Hershberger:

Mit welcher Prognose?

Bob Grady:

Sehr ungünstig. In den letzten zwei Monaten hat sich, den Berichten zufolge, sein Zustand um 100 Prozent verschlechtert. Nach allem, was ich bis jetzt herausgefunden habe, hält Panetta das psychisch noch weniger durch als physisch. Er fasst sich immerzu ans Herz, als wolle er kontrollieren, ob es noch schlägt. Das hat was Zwanghaftes. Er kann sich kaum auf ein Gespräch konzentrieren, nicht einmal, wenn es sich um seine Krankheit dreht. Er ist besessen von der Angst, dass er jeden Augenblick sterben könnte. Dass sein Herz einfach aussetzt.

Kathleen Sheehan:

Verstehe.

Kenneth Dwight-Williams:

Klar, das hat unsere Kathy auch gedacht, als der neue Assi im Klinikeingang fast mit ihr zusammenstieß. Der Mann sieht aus wie Humphrey Bogart, was?

Kathleen Sheehan:

Du bist ein Arschloch, Kenneth.

Peter Hershberger:

Ich sehe hier, Bob, dass dein Patient Panetta schon zweiundfünfzig ist.

Bob Grady:

Ich weiß.

Peter Hershberger:

Wir waren uns in dieser Runde einig, dass fünfzig das Limit sein sollte für Herztransplantationen. Wir warten immer noch auf die Auswertung der letzten Untersuchungen über die Lebensqualität nach Herztransplantationen bei Patienten über fünfundfünfzig.

Bob Grady:

Panetta ist zweiundfünfzig, Peter. So alt wie du, wenn ich mich nicht irre.

Peter Hershberger:

Mein Herz ist das Einzige an mir, worauf ich stolz sein kann, vom medizinischen Standpunkt gesehen.

Kathleen Sheehan:

Wie ist seine familiäre Situation?

Bob Grady:

Verheiratet. Stabile Ehe, wie es scheint, Panetta spricht mit Zärtlichkeit von seiner Frau.

Kenneth Dwight-Williams:

Kinder?

Bob Grady:

Keine.

Kenneth Dwight-Williams:

Was glaubst du, ist der Grund?

Bob Grady:

Ich denke, die beiden waren eine Weile so mit ihrer Karriere beschäftigt, dass sie's darüber verpasst haben. Irgendwann war es zu spät – seine Frau ist Mitte vierzig, glaube ich. Bisher ist er zu den Untersuchungen immer allein gekommen. Aber lange wird er das nicht mehr schaffen.

Kathleen Sheehan:

Was für eine Karriere haben die beiden denn gemacht?

Bob Grady:

Panetta ist Leiter der öffentlichen Bibliotheken von D.C. Er kümmert sich um die Events, wenn ich das richtig verstanden habe.

Peter Hershberger:

Klär mich mal auf. Was sind Events in öffentlichen Bibliotheken?

Bob Grady:

Na, ich denke mal, wenn so ein Großschriftsteller Washington die Ehre gibt, dann sorgt Panetta für Blumen im Hotelzimmer, die richtige Whiskysorte neben seinem Bett und eine anständige Leselampe auf dem Pult. Ich glaube, sie vergeben auch einen Literaturpreis. Er hat ein Budget von mehr als fünf Millionen Dollar zu verwalten.

Kathleen Sheehan:

Klingt nicht schlecht. Ich wünschte, wir hätten so ein Budget in unserer Kinderklinik.

Peter Hershberger:

Arbeitet er bei einer Herzinsuffizienz dritten bis vierten Grades denn überhaupt noch?

Bob Grady:

Natürlich nicht. Vor zwei Monaten hat Panetta die Leitung an seinen Stellvertreter abgeben müssen. Da ging es einfach nicht mehr. Seine Frau ist übrigens im Immobiliengeschäft.

Kathleen Sheehan:

Dann haben sie also ein schönes Haus.

Bob Grady:

Ich glaube, das mussten sie verkaufen. Aber vielleicht lest ihr erst mal meine Beurteilung. Soziale Prognose äußerst positiv. Er ist gut versichert. Ungekündigte Stellung. Übrigens ist er ansonsten vollkommen gesund. Kein Diabetes, keine Arteriosklerose.

Peter Hershberger:

Ulkus und/oder Lungenembolie?

Bob Grady:

Nein. Wie gesagt, ich gebe ihm eine sehr große Chance, dass er nach erfolgreicher Herztransplantation wieder voll ins Berufsleben integriert werden kann.

Kathleen Sheehan:

Wenn ich mich richtig erinnere, hast du das auch vor einem Jahr gesagt, bei diesem Patienten, diesem Supermarktbesitzer.

Kenneth Dwight-Williams:

Der jetzt ein Pflegefall ist.

Bob Grady:

Es hat Komplikationen gegeben.

Kathleen Sheehan:

Und die schließt du hier aus?

Bob Grady:

Komplikationen kann man gar nicht ausschließen. Sagt mal, rede ich mit Laien?

Peter Hershberger:

Ich will nur verhindern, Bob, dass du unseren ganzen Transplantationsetat verpulverst für Patienten, deren Überlebenschance unter 50 Prozent liegt.

Kenneth Dwight-Williams:

Wie viel Prozent gibst du ihm?

Bob Grady:

80 Prozent, wahrscheinlich 90 Prozent. Bei ihm bin ich mir so unglaublich sicher, das ist auch der Grund, warum ich ihn auf der Warteliste vorziehen würde. 200 Tage Wartezeit hält er nicht durch, da hat er vorher den Hut genommen. Ich würde ihm gerne ein neues Herz einpflanzen. Und zusehen, wie der wieder wie neu wird hinterher. Zurück ins richtige Leben, versteht ihr?

Kathleen Sheehan:

Du magst ihn.

Bob Grady:

So ist es.

Beschluss:

Der Antrag von Prof. Bob Grady, an dem 52-jährigen Daniel Panetta eine Herztransplantation vorzunehmen, wurde angenommen. Er hat Platz 17 der Warteliste. Das nächste Treffen findet wegen der Sommerpause erst am 24. August dieses Jahres statt.

Gezeichnet: Marilyn Rose, Sekretärin, Fairfax Hospital, den 28. 6. 98.

ERSTES KAPITEL

PANETTA lag wach und passte auf sein altes Herz auf. So verbrachte er in der letzten Zeit viele Nächte. Auf dem Rücken liegend, zwei Kissen unter dem Kopf, den Mund geöffnet, atmete er ruhig und gleichmäßig, die rechte Hand auf dem Herzen. Seine Fingerkuppen waren sensibel geworden, sie fühlten das Herz zwischen den Rippen, das Pumpen, die Anstrengung. Jede Kontraktion eine Anstrengung. Das medizinische Wort dafür: Systole. Er konnte die gesamte Anatomie des Herzens auf Medizinisch herbeten: aorta, cava, truncus pulmonalis, endocard, myocard, pericard. Zwei Fächer des Bücherregals waren angefüllt mit Fachliteratur. In der Theorie wusste er bereits alles über Herzinsuffizienz und ihre mögliche Behandlung. Oder besser: über die kümmerlichen Versuche, das Ende hinauszuzögern. Im rechten Bein spürte er ein Kribbeln. Das war neu. Nein, nicht neu, er hatte das schon früher manchmal gespürt, im Arm, bevor die Taubheit anfang. Was sagten die Bücher über ein Kribbeln im rechten Bein?

Er würde das nachlesen. Aber nicht jetzt, nicht aufstehen mitten in der Nacht. Martha schlief so schön. Die Leuchtziffern der Digitaluhr zeigten 2 Uhr 13 an. Er schob seinen Körper etwas höher zum Kopfende hin, um seinem Brustraum Erleichterung zu verschaffen.

Er atmete behutsam, aber regelmäßig. Die Fenster waren geöffnet, bei laufender Klimaanlage. So hatte er es am liebsten. Geschlossene Räume führten bei ihm immer häufiger zu Angstzuständen, unkontrollierten Schweißausbrüchen. Der Schweiß war kalt.

Er erinnerte sich fast wehmütig an die Tennisturniere seines Clubs, durchgeschwitzte Hemden und Shorts. Der Schweiß, der an den Beinen herunterlief, war immer heiß gewesen. Das hat Vitalität, Schweiß als Lebenssaft. Kalter Schweiß hingegen ist der Vorbote des Todes.

Der Lärm der Stadt drang herein. Immer wieder Sirenengeheul. Manchmal beruhigten ihn diese Sirenen, das Hubschrauberdröhnen über dem Dach, das Geheul der Polizeiautos. Manchmal dachte er dann: Du bist nicht allein. Nicht nur du fühlst dich beschissen. In dieser Stadt gibt es in dieser Sekunde mindestens zwei Dutzend Leute, vielleicht zwei Dutzendtausend Leute, denen es dreckiger geht als dir. Manchmal konnte er mit diesem Gedanken wieder in den Schlaf finden.

Die Luft, die hereindrang, war feucht. Er fragte sich zum wiederholten Male, warum die Gründerväter Amerikas Hauptstadt ausgerechnet hier geplant hatten, in den Potomac-Sümpfen, moskitoverseucht. Brutstätten für hundert verschiedene Krankheiten. Was hatten die Brüder sich dabei gedacht?

Nur weil sie damals diese 26 Quadratkilometer unbebautes Land zu einem günstigen

Preis kaufen konnten? Oder weil Thomas Jefferson hier seine Vision vom Sitz eines neuen Weltreiches verwirklichen konnte? Geplant als eine Mischung aus dem imperialen Rom und Athen? Klassizistische Monumentalbauten, deren Anblick die Bürger mit Stolz erfüllen und auch einschüchtern sollte, beides gleichzeitig? Und dafür haben sie das für alle Zukunft in Kauf genommen: im Sommer 92 Prozent Luftfeuchtigkeit bei 40 Grad im Schatten, im Winter die Eisstürme aus Westen, von den Großen Seen, die die Knochen klirren ließen?

Wenn sie sich damals für Philadelphia entschieden hätten, könnte er jetzt dort Leiter der öffentlichen Bibliotheken sein, in einem viel besseren Klima.

Die Herzschmerzen hatten im Sommer vor vier Jahren angefangen, an einem dieser drückend schwülen Tage, die sich in schweren Gewittern entladen. Damals hätte er aus Washington fortgehen und sich um eine Stelle in Philadelphia bemühen sollen, in Boston, Atlantic City. Aber gab es da überhaupt Menschen, die etwas anderes lesen als die Zahlen auf ihren Casino-Chips? Doch dann hatte Martha das Angebot bekommen, Leiterin der Immobilienabteilung von Bankers Trust zu werden. Er würde nie vergessen, wie sie damals vor ihm gestanden hatte, dieses Strahlen ihrer Augen, das ganze Gesicht ein Leuchten, die vibrierende Ungeduld ihres Körpers. So ein Angebot bekommt man nur einmal im Leben, Daniel, hatte sie gesagt, das kann ich einfach nicht ablehnen. Das würde ich mir nie verzeihen, wir würden uns das nie verzeihen, Darling. Verstehst du das? Er hatte es einerseits verstanden, andererseits – aber auch nicht. Der Schmerz war häufig zurückgekommen während dieses Gesprächs, und er hatte gegen die Versuchung angekämpft, die Hand aufs Herz zu legen. Er wollte sie nicht irritieren. Sie kamen gut aus mit dem Geld, das sie verdienten. Sie hatten ein Haus, angefüllt mit den Möbeln, die Martha von ihrer Tante, einer Antiquitätenhändlerin, geerbt hatte. Mahagoni, American Colonial, sehr hübsch. Sineinetwegen hätten sie immer noch in diesen Möbeln wohnen können. Jetzt lebten sie in toskanischer Landhaus-Atmosphäre, mitten in Washington, D.C.

Wenn ich das Angebot nicht annehme, Daniel, hatte Martha gesagt, dann werde ich später, egal was ich tue, immer denken: Dieser Job als Leiterin des Immobilien-Büros wäre genau der erste Schritt auf einer Leiter gewesen, die nach oben führt, ganz nach oben.

In den Himmel?, hatte Panetta gefragt. Er hatte das nett gemeint, er wollte sie runterbringen von ihrem Höhenflug, ihrer Aufregung, zurück zur Normalität. Sie hatte irritiert die Stirn gerunzelt und sich umgedreht. Er war ihr gefolgt, durch den Flur, die Treppen hinauf. Du musst das machen, was du für richtig hältst, hatte er gesagt.

Die Möglichkeit, in eine andere Stadt mit einem besseren Klima zu ziehen, war nie wieder zwischen ihnen diskutiert worden. MacLachlin hatte ihm irgendwann bestätigt, dass seine Herzinsuffizienz von einer Qualität war, die auch ein anderes Klima nicht ändern oder womöglich verbessern könnte. Das konnten nur die Wissenschaftler in den Labors, die immer bessere Tests machten, immer bessere Analysen lieferten. Die Pillendreher mit immer neuen Medikamenten, die immer mehr Geld kosteten.

Panetta drehte den Kopf so, dass er aus dem Fenster sehen konnte. Das erste Morgenlicht färbte den Himmel. Er blickte ins Morgenrot, bis die Augen tränkten.

Schließlich seufzte er tonlos, schloss die Lider und konzentrierte sich auf seine gleichmäßige Atmung.

Plötzlich warf Martha sich neben ihm im Bett herum und stöhnte, schlug mit den Armen um sich. «Nein!», stammelte sie. «Nein! Nein!» Sie schlug wieder um sich, strampelte das Laken weg, krümmte sich, stöhnte.

«Martha», sagte er sanft, «Liebes, wach auf.»

Er knipste die Nachttischlampe an und legte seine Hand auf ihre Stirn. Aber sie schlug die Hand weg und schrie: «Nein! Nein!»

«Martha, du musst aufwachen, du hast einen schlechten Traum.»

Er rüttelte sie. Das allein brachte sein Herz dazu, wie verrückt herumzuspringen. Er spürte den schmerzhaften Druck gegen die Rippen.

Martha öffnete die Augen, die Pupille ganz klein, ganz tief im Augapfel. «Was ist? Geht es dir nicht gut?», fragte sie, noch schlaftrunken.

«Mir geht es gut.» Panetta lächelte. «Aber du hast im Schlaf geschrien. Du hast schlecht geträumt.»

«Ach ja? Ich hab nichts gemerkt.» Martha schloss die Augen und drehte sich um, rollte sich zusammen wie ein Kind. Sie zog die Decke über ihren Kopf. «Mach das Licht aus, ja? Schlaf weiter.»

Er knipste das Licht aus.

«Was war das für ein Traum?», fragte er, die Augen gegen die Zimmerdecke gerichtet.

«Weiß nicht, keine Ahnung.»

Er glaubte ihr nicht. Er ahnte, was das für ein Traum gewesen war. Er kannte den Traum: Hände, die in Gummihandschuhen stecken, heben ein pulsierendes Herz aus einem Körper, dessen Brustbein aufgesägt ist. Blut tropft aus dem Herzen auf den Boden, auf die Gummischuhe des Arztes. Das Herz wird in einen Beutel mit eisgekühlter Ringerlösung gelegt, es klopft, es pumpt. Oder pumpt es dann nicht mehr, wenn alles Blut heraus ist? Dieser Beutel kommt wiederum in einen anderen Beutel, der ebenfalls mit eisgekühlter Ringerlösung gefüllt ist (isotonische Salzlösung: Natrium-, Kalium- und Kalziumchlorid). Panetta hatte alles gelesen. Zwei Regale voller Literatur über Herzkrankheiten und Operationen unten im Salon. Ob Martha manchmal darin geblättert hatte? Es gab für Panetta nichts Spannenderes als Literatur über das Herz. Die Rhythmusstörungen, Schwächen, Ausfälle, Verkalkungen, Verengungen, Funktionsstörungen, Herzasthma, Herzbeutelampnonade, Herzbeutelwassersucht, lateinisch: hydroperikard. Wie transportiert man eigentlich ein Herz? In einem Pappkarton? Oder einer Kühlbox so wie die, die Martha und er immer gefüllt hatten, bevor sie ans Meer fuhren, zu ihren Wochenend-Picknicks. Hühnchenbrust und Cesar's Salad, schön kühlgehalten, zusammen mit der halben Flasche Chardonnay, eine ganze passte nicht in die Kühlbox.

Über das Dach dröhnte ein Hubschrauber hinweg. Für einen Augenblick, während das Glas der Schiebefenster leise zitterte, erhellten Scheinwerfer die polierte Granitfassade des gegenüberliegenden Hauses. Dann wurde der Lärm verschluckt vom zwanzigstöckigen Embassy Suites Hotel. Und alles war still.

Der Tag, an dem Panetta erfahren hatte, dass sein altes Herz es höchstens noch fünf Monate machen würde, war der heißeste in diesem Sommer. Er hatte es sich angewöhnt – besonders seit Martha ihn geheiratet hatte –, das Leben schön und lebenswert zu finden. Selbst in Washington, D.C., wo es besonders schwierig ist, dem Alltag gute Seiten abzugewinnen. Sein Job machte ihm immer noch Spaß, und wenn er morgens die Washington Post aus dem Briefschlitz zog und es sich mit der Zeitung und einem Becher Milchkaffee am Küchentisch bequem machte, nickte er zufrieden, und ein Lächeln spielte um seine Lippen. Das Leben interessierte ihn. Es war das einzige, das er kannte. Er wollte sich andere Daseinsformen (im Himmel oder wo?) nicht vorstellen. Er wollte hierbleiben, bei Martha, in der Wohnung, die morgens voller Licht war und auf dem Westbalkon Platz für zwei Klappstühle und eine Efeuranke bot. Martha trank ihren Chardonnay am liebsten im letzten Abendlicht, dort auf dem Balkon, wenn vom Potomac eine kühle Brise herüberwehte.

Der Tag, an dem Panetta erfahren hatte, dass er weiterleben könnte, wenn rechtzeitig ein anderer für ihn starb, war der schwülste Tag des Sommers. In der Zeitung schrieben sie, dass es nur 1905 heißer gewesen war. Die Ambulanzen waren Tag und Nacht im Einsatz.

Der Mensch, der sterben würde, damit Daniel Panetta lebte, war zwischen vierzehn und vierzig, ein Mensch ohne Erbkrankheiten, Virusinfektionen oder Systemerkrankungen, ein Mensch, der aus dem vollen Leben in den Tod katapultiert wurde, sei es durch einen Autounfall, beim Sport oder beim Sturz von einem Hochhaus, falls es ihm beim Sturz nicht die Eingeweide zerriss. Ein Mensch, bei dem der Notarzt keine Gehirnströme mehr feststellt, obgleich die Körperfunktionen noch vorhanden sind: Das Herz pumpt das Blut, als sei nichts geschehen, aber der Mensch zeigt keine Reaktion, kein Zucken der Lider, kein Schluckreflex, überhaupt keine Reflexe. Ein klinisch toter Mensch. Im Zentrum für Organspenden saßen sie wahrscheinlich vor den Bildschirmen, auf denen Unfälle en suite gezeigt wurden, und rieben sich die Hände. Wenn es nach ihnen ging, konnte es gar nicht genug Unglücke geben.

So war das: Jemand musste sterben, wenn Panetta leben wollte. Aber wollte er wirklich leben? Um diesen Preis?

Das Licht draußen war gleißend. Der Wetterkanal hatte am Morgen eine Rekordhitze vermeldet und eine Luftfeuchtigkeit von 86 Prozent prophezeit. Wahrscheinlich war das noch untertrieben. Panetta hatte, auf den dreißig Metern von der Bushaltestelle bis zum Eingang des Hospitals, geglaubt, dass sein Herz nicht mehr mitmachen würde. In der Eingangshalle war er auf dem erstbesten Sitzplatz zusammengesunken. Er hatte sich nicht gerührt, bis eine Schwester ihm auf die Schulter getippt und besorgt gefragt hatte: «Sind Sie okay?»

Er hatte aufgeschaut, ein Lächeln zustande gebracht und gesagt: «Wie fühlt man sich, wenn man okay ist? Es ist so lange her, ich hab's vergessen.»

«Zu wem wollen Sie denn, Sir? Sind Sie Patient oder Besucher?»

Patient, hatte er geantwortet, und den Namen von Prof. Bob Grady genannt. Jeder wusste hier natürlich, dass Bob Grady der große Herzspezialist war. Der Chirurg mit den

goldenen Händen, irgendwo hatte er diesen Blödsinn gelesen. Das war noch zu einer Zeit, als er sich gesund fühlte. Damals konnte er sich über so was amüsieren.

Die Schwester hatte ihm befohlen, still sitzen zu bleiben, bis sie jemanden im Herzzentrum erreicht hätte. Er sollte einfach nur warten und sich nicht aufregen. Er hatte gelächelt, die Finger unter sein Hemd geschoben (den dritten Hemdknopf ließ er jetzt schon ganz automatisch geöffnet) und sich nicht bewegt, während um ihn herum das Krankenhausleben tobte. Patienten wurden in Rollstühlen herein- und hinausgeschoben, jemand humpelte, einen Fuß in dicken Gips gehüllt, an ihm vorbei zum Coffeeshop und haute ihm die Krücke auf den rechten Fuß. Ein Kind weinte im Schoß seiner Mutter. Die Mutter sah zum Erbarmen aus.

Wenn er an der Station Dunn Loring ein Taxi genommen hätte, wäre ihm dieser Schwächeanfall im Hospital vielleicht erspart geblieben. Aber er wollte nicht in dieses eingestaubte und verbeulte Taxi einsteigen, das als einziges am Ausgang der Station parkte. Am Vortag hatte in der Washington Post ein Artikel über einen Kongressabgeordneten gestanden, der in Arlington (einer viel besseren Gegend als Dunn Loring) in ein Taxi gestiegen war und auf der Intensivstation des Arlington Hospital wieder aufgewacht war. Alles, woran er sich erinnerte, war, dass der Fahrer, ein Weißer, sich zu ihm umgedreht und nach dem Fahrtziel erkundigt hatte. Dann war es Nacht um ihm geworden. Sie hatten die beiden zehn Zentimeter tiefen Messerstiche in der Herzgegend genäht und die Durchblutung unter großem Aufwand zum Stillstand gebracht. Deshalb hatte Panetta beschlossen, mit öffentlichen Verkehrsmitteln zur Klinik zu fahren. Kein Risiko. Er wollte sich nicht aufregen. Fahrten mit dem eigenen Wagen traute er sich schon seit Monaten nicht mehr zu. Er hätte Marthas Angebot annehmen können, sich den Tag freizumachen und ihn zu begleiten. Aber erstens hatte Marthas Firma gerade mit der größten Immobilienfirma von D.C. fusioniert, und alle waren besorgt wegen der Personalentscheidungen, die zweifellos anstanden, und zweitens wollte er dieses Gespräch mit Grady unter vier Augen führen. Er wollte vollkommen ehrlich sein. Er wollte sagen, was er zu sagen hatte, was ihm auf der Seele lag. Er wollte sagen: «Ich habe Angst vor dem Tod», ohne auf Martha Rücksicht zu nehmen.

Martha lebte seit vier Jahren mit einem herzkranken Mann. Wahrscheinlich hatte sie vergessen, wie es war, als er noch gesund war. Wie ihr Leben damals ausgesehen hatte. Vielleicht hatte sie sogar vergessen, wie der Sex zwischen ihnen gewesen war. Alle ihre Pläne, ihre Träume waren zum Teufel, alles über den Haufen geworfen. Martha, eine vor Gesundheit strotzende Person, war gezwungen, sich seinem Rhythmus anzupassen. Spaziergänge von einem halben Kilometer bezeichnete er bereits als Wanderungen. Früher waren sie in den Appalachen acht Stunden ohne Pause herumgeklettert. Sie gab ihm das Gefühl, dass es ihr nichts ausmachte. Sie tat, als wäre sie sicher, dass er irgendwann wieder gesund wäre. Sie hatte sich daran gewöhnen müssen, dass er nach jedem Satz, den er sprach, eine Pause machte, weil die Luft nicht reichte, oder weil er das Gefühl hatte, Sprechen strengte ihn an. So wie überhaupt alles ihn anstregte. Wenn er sich morgens ankleidete, formell kleidete mit Anzug (Weste, Button-down-Hemd, Manschettenknöpfe, Krawattennadel, Sockenhalter, über Kreuz geschnürte Lederschuhe), war er schweißgebadet und eigentlich wieder reif für das Bett. Auch wenn er darüber

nicht mit Martha sprach, merkte sie es doch. Sie schleppte die Lebensmittel vom Supermarkt, hob die Koffer vom Laufband, reparierte Steckdosen und stieg auf die Leiter, wenn er ein Buch aus dem obersten Regal brauchte. Aus Rücksicht ihm gegenüber hatte sie sogar mit dem Tennis aufgehört. Marthas Leben hatte sich verändert, und zwar nicht zum Besseren. Obwohl sie nicht darüber sprachen – natürlich nicht. Martha war ja eine kluge Person, sie wusste, dass er ihr auch ein anderes Leben gewünscht hätte. Deshalb hatte er sie geheiratet, weil er sie glücklich machen wollte, weil er sich verantwortlich fühlen wollte für ihr Glück. Warum hast du ausgerechnet mich ausgesucht, hatte er sie gefragt bei der Hochzeit, du hättest den Besten verdient.

Aber du bist der Beste, Darling, hatte sie lachend erwidert und ihn geküsst. Wenn sie ihn küsste, fuhr sie mit der Zungenspitze ganz schnell über die Innenseite seiner Lippen, an seinem Zahnfleisch entlang, und hinterließ etwas von ihrer herrlichen Spucke, mit diesem Mintgeschmack der Kaugummis, die sie ständig bei sich trug, aus Angst vor Mundgeruch. Am Mundgeruch, so hatte sie ihm einmal erklärt, könnte ein Millionen-Dollar-Deal scheitern. Wenn sie zum Beispiel einem Kunden ein prächtiges Herrenhaus im Thomas-Jefferson-Stil zeigte, ihn herumführte, ihm alle Annehmlichkeiten des Hauses anpries und dabei einen Geruch von Knoblauch oder Fritten-Öl verbreitete, war das Geschäft gelaufen. Kein Vertrag, kein Millionen-Dollar-Deal, keine Provision, keine neuen Gardinen fürs Schlafzimmer, kein neues Auto oder was immer gerade in Marthas Planung war. Im Grunde lebten sie von dem Geld, das Martha verdiente. Sein Gehalt betrug ungefähr ein Viertel ihres Einkommens. Sie nannte seine Arbeit ein schlecht bezahltes Hobby.

Dennoch beneidete sie ihn darum, dass er einen praktisch unkündbaren Job hatte, der ihm Spaß machte und ihn keinerlei Erfolgsdruck aussetzte (wie Martha glaubte). Sie wusste nichts von dem Ehrgeiz seines Stellvertreters. Von den Intrigen des Kulturausschusses, von den Kämpfen um Budgets und Etats. Sie fragte nicht, und ungefragt sprach er nicht über seine Probleme. Sie dachte, er verbringe die Zeit mit dem Lesen schöngeistiger Literatur und dem Plausch unter geistreichen Literaten (zuletzt hatte er eine Lesetournee durch Washingtons Bibliotheken für eine Politikerin organisiert, die ein Buch über ihre Siamkatze geschrieben hatte).

Martha beneidete ihn. Auf der anderen Seite verachtete sie Männer, die weniger verdienten als ihre Frauen. Sie verachtete Leute, die es im Laufe ihres Lebens nicht so weit brachten, dass sie jederzeit ihre Einrichtung von Old Colonial auf toskanischen Landhausstil umstellen konnten, wenn sie die Lust dazu verspürten.

Nur ihn verachtete Martha nicht, weil sie ihn liebte. Was wiederum, dachte Panetta, ein Beweis für die Unlogik der Liebe war. Und ihre ständige Gefährdung.

Die Assistentin, die ihn in Bob Gradys privates Sprechzimmer geführt hatte, war eine sanfte, ältliche Person, deren Stimme Panetta unangenehm berührte, ohne dass er sich ein Reim darauf machen konnte. Erst als sie ihn allein gelassen hatte, erinnerte er sich, dass sie genauso sprach wie die Bestattungsunternehmerin, die sich damals um die Einäscherung seines Vaters gekümmert hatte. Alles war seinerzeit perfekt und reibungslos verlaufen. Panetta schwitzte, obwohl die Klimaanlage lief und die

Sonnenrollos an der Südseite heruntergelassen waren. Das Zimmer hatte auch Fenster nach Westen, mit Blick auf den Hubschrauberlandeplatz über der Tiefgarage.

«Der Professor wird gleich bei Ihnen sein», hatte die Assistentin gesagt und mit einem Lächeln die gepolsterte Tür hinter sich zugezogen. Jäh war Panetta von der Außenwelt, von allen Geräuschen, die das Leben hervorbrachte, abgeschnitten. Er schwitzte stärker. Er zerrte am Krawattenknoten und öffnete den obersten Hemdknopf. Für einen kurzen Augenblick verschaffte ihm das Erleichterung, er atmete tiefer und verspürte sofort einen stechenden Schmerz in der Brust. Der Sessel, den die Assistentin ihm angeboten hatte, war angenehm weich gepolstert, der Stoff kühl. Heller Sisalteppich, die Wände pastellgelb.

Panetta war das erste Mal in diesem Trakt des Hospitals, zum ersten Mal im Privatissimum des großen Bob Grady. Die anderen Unterredungen hatten in seinem Sprechzimmer neben dem Herzzentrum stattgefunden, in einer klinisch-nüchternen Atmosphäre, die ihn immer an Katheter, Kanülen und Krankenhauskost denken ließen. Hier war alles anders. Er hörte nichts. Draußen starben die Leute oder wurden dem Leben zurückgegeben. Der Weizen wuchs. Kinder lärmten auf Schulhöfen. Schwesternschülerinnen flirteten mit Assistenzärzten. Ein Mann bestellte zwei Dutzend Rosen für seine Geliebte. Jemand schrieb einen Brief an seine Mutter. Ein Ball rollte unter einen Lastwagen. Ein Kind weinte. Eine Frau lag in den Wehen. Ein alter Mann stand am Fenster und wartete auf den Postboten. Warum, verdammt, dachte Panetta, hängt man so sehr an diesem bisschen Leben? Wieso zaubert man ein Leuchten in das Gesicht seiner Geliebten, wenn man ihr zwei Dutzend Rosen überreicht, die in tiefgekühlten Containern über Hunderte von Meilen herangeschafft worden sind, gezüchtet unter unnatürlichen Bedingungen, wahrscheinlich die Gene künstlich manipuliert, geschnitten von einem Mann, der Alkoholiker ist und diesen Job nur macht, weil es keinen anderen für ihn gibt? Warum lächelt der Mensch, wenn er einen Schmetterling sieht? Warum hält man das Gesicht in die Sonne? Wieso tut es mir gut, ein Gedicht von Byron zu lesen? Oder, besser noch, Wordsworth?

Das Monroe-Porträt von Andy Warhol war ein billiger Druck, aber aufwendig gerahmt. Panetta überlegte, wie alt die Monroe geworden war. Dreißig? Oder mehr? Ein kurzes, heftiges Leben. Hing er vielleicht nur deshalb so an seinem Leben, weil es nicht intensiv genug gewesen war? Weil er es nicht ausgeschöpft hatte bis zum Grund? Er würde Bob Grady fragen, wieso die Monroe. Und nicht, zum Beispiel, Campbell's Tomato Soup. Eine Blechdose als Hymne an das Leben.

Als Grady dann endlich erschien, mit ausgebreiteten Armen auf ihn zukam, hatte Panetta die Campbell-Dose längst vergessen. Für den kurzen Moment, in der die ledergepolsterte Tür sich öffnete, Grady hereinwehte, die Tür hinter sich zuzog, hörte Panetta die Geräusche des Lebens, das Klingeln eines Telefons, Rufen, eine zischende Kaffeemaschine. Dann plötzlich Stille, bis Grady sagte: «Schön, dass Sie es einrichten konnten, Daniel.»

Panetta nahm wieder Platz. Er lächelte auch. Sie saßen sich gegenüber wie zwei Mitglieder eines eleganten Clubs. Panetta schlug die Beine übereinander, legte die Hände auf die Lehnen, um nicht in Versuchung zu geraten, die Hand aufs Herz zu legen. Diese

Kontrollgeste, die schon fast zu einem Automatismus geworden war.

Man gab sich also locker. Grady fuhr sich mit beiden Händen durchs volle Haar. Wenn er lachte, blitzten seine Zähne. Grady strotzte vor Gesundheit.

Er trug Jeans und Polo hemd. Dazu Schuhe mit dicker Gummisohle. Wahrscheinlich bewegte er sich vollkommen lautlos in seinem Revier. Seine Arme waren gebräunt, die Härchen darauf lockig.

«Wie fühlen Sie sich heute, Daniel?», fragte Grady.

Panettas Lächeln verkrampfte sich zu einer hilflosen Grimasse. «Ziemlich beschissen», sagte er.

Grady nickte. Seine Augen waren ruhig, aufmerksam. Er musterte Panetta. Panetta setzte sich etwas aufrechter, stellte die Füße nebeneinander, schob die Hände, die jetzt zitterten, zwischen die Knie, um sie ruhig zu halten.

«Verdammt schwül draußen heute», sagte Grady. «Das drückt auf die Pumpe.»

«Ja, das ist es wohl.» Panetta hätte gerne tief Luft geholt, aber er fürchtete sich vor dem Schmerz und vor der Grimasse, die er immer zog, wenn ein heftiger Schmerz ihn durchfuhr. Martha hatte ihn einmal vor den Spiegel gestellt, damit er sich beim Schmerz beobachten konnte. Die Grimasse war eindeutig fürchterlicher gewesen als der Schmerz. Er wusste, dass er lernen musste, mit dem Schmerz besser umzugehen, um die Umwelt nicht zu erschrecken. Meist verbarg er den Schmerz jetzt hinter einem Lächeln, das mit zusammengebissenen Zähnen zustande brachte. Mehr ein Zähnefletschen als ein Lächeln, aber besser als ein schmerzverzerrtes Gesicht.

«Ich hatte damit gerechnet, dass Sie den Termin absagen», meinte Grady.

«Absagen?» Panetta verstand nicht.

«Zu hohe Luftfeuchtigkeit. Zu heiß. Ich dachte, Sie würden es vorziehen, zu Hause im kühlen Zimmer auf besseres Wetter zu warten.»

«Vielleicht hab ich nicht so viel Zeit», murmelte Panetta. Und lächelte.

«Stimmt», sagte Grady, «auch wieder richtig. In jedem Fall ist es gut, dass Sie da sind.»

Panetta fragte sich, ob er selbst das genauso empfand. Früher, bei den anderen Gesprächen mit Grady, hatte er sich besser gefühlt, beschützter, aufgehobener. Vielleicht lag es daran, dass Grady sonst einen weißen Chirurgenkittel getragen hatte, der ihm Autorität verlieh, der nach Verantwortungsbewusstsein ausgesehen hatte.

Jeans und Polo hemd waren eine unpassende Bekleidung für einen Arzt, der mit seinem Herzpatienten redete.

Panetta fragte sich, ob Grady gehofft hatte, dass er nicht erschien, damit er früher zu seinem Golfspiel kam. Vielleicht dachte er über den Abschlag an Loch vier nach. Oder wie er das Einputten verbessern könnte. Panetta spielte nicht Golf. Für ihn war Golf kein Sport, sondern ein Beschäftigungsprogramm für Leute, die nicht gelernt hatten, ihren Kopf zu benutzen. Wieso gab es immer mehr Golfplätze und immer weniger Bibliotheken? Panetta hatte seine Freunde immer unter Leuten gesucht, die ihren Kopf trainierten, nicht unter jenen, die an ihrem Handicap arbeiteten. Andererseits: Grady war der Letzte, der Einzige, der ihm helfen konnte. Er musste ihm gegenüber tolerant sein. Warum sollte Grady nicht Golf spielen? Ein Mensch, der von Krankheit und Siechtum umgeben war,

brauchte einen Ausgleich, oder nicht? Um Kraft zu schöpfen für jeden neuen Tag. Um etwas Positives gegen das zerstörerische Element der Krankheiten zu setzen.

Grady saß Panetta gegenüber, er hatte den Oberkörper vorgebeugt, die Fingerspitzen gegeneinandergelegt und schaute Panetta ruhig an. Grady hatte eine dunkle, sehr angenehme Stimme, er sprach langsam, mit Südstaaten-Akzent. Panetta mochte das, obwohl er selber aus der New Yorker Gegend kam, dort seinen Highschool-Abschluss gemacht hatte, bevor er hier in Virginia ein Studium begonnen hatte. Er hörte Grady wirklich gerne zu. Noch lieber hätte er ihm zugehört, wenn er über etwas anderes gesprochen hätte als über ebendieses Thema.

«Lieber Daniel», sagte Bob Grady sanft. «Wir dürfen uns nichts vormachen. Zuallererst müssen wir ehrlich miteinander sein. Das ist die Grundvoraussetzung. Ich habe Ihnen das bei unseren ersten Gesprächen schon mitgeteilt, und das wird so bleiben, egal was kommen mag. Sie haben mir damals signalisiert, dass Sie damit einverstanden sind. Ich hoffe, sie sind es immer noch?»

Panetta spürte das Pochen des Herzens, spürte einen schmerzhaften Druck gegen den Rippenboden. Er befeuchtete die Lippen mit der Zunge, schluckte zweimal tapfer und nickte: «Natürlich.»

Grady ließ ihn nicht aus den Augen. Sein Blick war sanft, freundlich.

«Die letzten Analysen», sagte Grady, «die mir das Labor gestern geschickt hat, sind nicht gut.»

«Nicht gut?»

Grady holte tief Luft. Er legte eine Hand auf Panettas Knie. «Gar nicht gut, leider. Aber ich denke, das sollte uns nicht allzu ängstlich machen. Ganz im Gegenteil, es könnte Ihnen nämlich helfen, eine Entscheidung zu treffen, die ich persönlich für die einzig richtige halte.»

«Ich verstehe nicht, Doktor.» Panettas Schleimhäute zogen sich zusammen. Es war, als würde sein Mund nach innen gezogen, von innen gegen die Zähne gesaugt. Er brachte kein Lächeln zustande, obgleich er fühlte, dass ihm das jetzt Pluspunkte einbringen würde. Er musste husten. Er hätte gerne ein Glas Wasser getrunken, aber Grady hatte ihm nichts angeboten. Auf dem Schreibtisch allerdings stand eine Karaffe mit einer durchsichtigen Flüssigkeit, daneben zwei geschliffene Gläser, ohne Stiel.

Panetta hatte schon beim Hereinkommen überlegt, ob in dieser Karaffe wohl Wasser war oder farbloser Alkohol. Etwas wie Wodka oder Gin, ein Grappa. Er hätte jetzt gerne einen Grappa getrunken. Noch lieber klares Wasser. Aus einem Bergquell am liebsten. Er stellte sich in der letzten Zeit gerne Naturszenen vor. Rauschende Wasserfälle, klare Bergseen, der Wind, der durch die Ahornwälder streift im Indian Summer. Alles Kitsch wahrscheinlich. Er musste aufpassen, dass er nicht sentimental wurde. Er hatte sentimentale Leute immer verabscheut. «Alle Untersuchungen und Analysen, die wir bis jetzt an Ihnen durchgeführt haben, Daniel, und die ich mit den Unterlagen vergleichen konnte, die mir Professor MacLachlin geschickt hat, geben uns nur eine einzige Chance.» Grady machte eine Pause. Er lehnte sich zurück. Das Knie, auf dem eben noch Gradys Hand gelegen hatte, fühlte sich auf einmal kalt an. Panetta blickte sich nach dem Schalter für die Klimaanlage um. Draußen, im Vorzimmer, klingelte das Telefon. Oder bildete er

sich das nur ein?

«Was ... wäre ... diese ... Chance?», flüsterte Panetta. Seine Stimme war plötzlich tonlos. Das war ihm peinlich, aber er konnte es nicht ändern. Es hatte ihm die Stimme verschlagen.

Grady sprach jetzt sehr langsam, ohne Panetta aus den Augen zu lassen. «Hab ich Ihnen schon gesagt, dass ich bereits neunundzwanzig Herztransplantationen vorgenommen habe?» Er lächelte. «Mit sehr gutem Resultat. Ich möchte sagen, mit einem unverhofft guten Resultat. Die Patienten, die jetzt mit einem neuen Herzen herumlaufen, Daniel, haben das Gefühl, dass ihnen ein zweites Leben geschenkt wurde. Können Sie sich so etwas vorstellen?»

Panetta räusperte sich. «Um ehrlich zu sein, ich habe darüber noch nicht nachgedacht.»
«Wirklich nicht?», fragte Grady.

Panetta errötete. Er hatte in der Tat darüber nachgedacht, in der letzten Zeit häufiger als früher. Nachts, wenn er wach lag, mit der Hand auf dem Herzen, hatte er sich erinnert an die Geschichten, die man damals gelesen hatte: Christiaan Barnard, De Bakey. Diese Leute, die einem Toten ein Herz herausgeschnitten und es einem Kranken eingepflanzt hatten. So skrupellos, hatte er damals gedacht. Ohne Respekt vor dem, was wir Seele nennen. Was unseren Wert als Mensch ausmacht, was uns vom Tier, von allem Lebendigen unterscheidet. Das Nachdenken über das, was wir sind. Woher wir kommen, was unsere Würde ausmacht. Er hatte in der Tat in den letzten Wochen manchmal daran gedacht, im Internet ein bisschen herumzusehen. Das Wort «Herztransplantation» war ihm nicht so ungeläufig, wie er jetzt tat. Es ärgerte ihn, dass er rot geworden war.

«Ich weiß, was Sie denken», sagte Grady.

«Das glaube ich nicht.»

«Sie denken, wenn das Herz nicht mehr mitmacht, ist es eben aus. Sie denken, es ist mit Ihrer Würde, mit der Würde der Menschen, nicht vereinbar, so eine Transplantation vorzunehmen. Sie denken, wir pfuschen dem Herrgott ins Handwerk. Wir experimentieren zu unserem eigenen Ruhm, denken Sie, ohne daran zu denken, dass der Mensch auch eine Seele hat.»

«Sie können ziemlich gut in meinem Herzen lesen», sagte Panetta.

«Das lese ich in Ihren Augen. In Ihrem Herzen lese ich etwas anderes. Ihr Herz will nicht mehr, Daniel. Und ich glaube, alles, was schon versucht wurde bei Ihnen, hat Ihnen gezeigt, dass wir nicht mehr viel Spielraum haben für Experimente. Medikamentös oder auch operativ. Es hätte keinen Sinn, wenn ich bei Ihnen nur die linke Herzkammer austauschen würde. Die rechte macht zwar ihren Job noch ganz gut, aber wie Sie ja selbst merken, auch nicht gut genug.»

Panetta fragte sich, was Grady im Sinn hatte, worauf er hinauswollte.

«Was Sie brauchen», sagte Grady, «ist eine ganz neue Pumpe. Jung, leistungsfähig.»

«Eine neue Pumpe?»

Grady nickte. «Ich möchte Ihnen ein neues Herz einsetzen, Daniel, ein gutes, junges, kräftiges Herz. Das ist das Einzige, was Ihr Leben retten kann. Was Ihr Leben verlängert auf unbestimmte Zeit. Sie wissen, dass auch die Kollegen, was Ihre Herzinsuffizienz betrifft, mit ihrem Latein am Ende sind. Ihr Zustand verschlechtert sich rapide. Um das zu

spüren, brauchen Sie keinen Arzt. Sie haben bereits Schmerzen, wenn Sie sich gar nicht bewegen. Sie wissen, was das heißt.»

Panetta spürte, wie eine Hitzewelle durch seinen Kopf lief. Er schloss die Augen, öffnete sie wieder. Grady fixierte ihn. Gradys Blick war aufmerksam, forschend und dennoch sanft.

«Jeder Patient», sagte Grady, «dem ich diesen Vorschlag mache, reagiert im ersten Augenblick genau wie Sie. Natürlich ist es ein unerhörter Vorschlag, zweifellos.» Er räusperte sich. «Was wollte ich sagen ...? Also: Wie Sie wissen, sind Herztransplantationen nicht so selten, wie es Ihnen jetzt vorkommen mag. Raten Sie mal, wie viel Herzen schon einem Körper entnommen und in einen anderen wieder eingepflanzt wurden.»

Panetta fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen. «Ich habe keine Ahnung.»
«Mehr als siebzigtausend. Lassen Sie diese Zahl richtig sacken, Daniel. Siebzigtausend, das sind zwei Orte, sagen wir, in der Größe von Brandton, Virginia. Oder Westhampton, Long Island, falls Ihnen eine weiße Gegend lieber ist. Stellen Sie sich zweimal Westhampton vor, mit allen Einwohnern, und alle haben ein neues Herz. Das ist fantastisch, was?»

Panetta nickte. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er Grady an. Grady beugte sich vor, öffnete eine chinesische Lackbox und entnahm einen bedruckten Zettel. Schönes Papier, Bütten. Er reichte Panetta den Zettel. «Hier stehen drei Fragen, die ich selber so formuliert habe. Ein Dichter könnte das besser, ich weiß. Sicher haben Sie ganz andere Sätze über solche existentiellen Fragen gelesen. Ich bitte Sie trotzdem, dieses Blatt immer bei sich zu tragen und von Zeit zu Zeit, wenn Ihnen alles Angst macht, das alte Herz – oder das neue, eventuell –, einen Blick auf diesen Zettel zu werfen.»

Panetta nahm den Zettel, seine Finger bebten. Er musste das Blatt auf die Knie legen. Drei Fragen:

Warum möchte ich länger leben?

Was werde ich mit den Jahren nach der Operation anfangen, die das neue Herz mir schenkt?

Was bedeutet Glück für mich?

Panetta faltete den Zettel einmal zusammen, nahm seine Brieftasche heraus, legte den Zettel hinein, schob die Brieftasche in seine Jackentasche zurück.

Grady nickte. «Sagen Sie dazu jetzt nichts. Wir haben noch viele Stunden, um darüber zu reden. Viel Zeit. Sie müssen das alles natürlich mit Ihrer Frau besprechen. Es wäre übrigens hilfreich, wenn Sie Ihre Frau nächstes Mal zur Untersuchung mitbrächten. Wie auch immer Ihre Entscheidung ausfällt, Ihre Frau sollte wissen, was ich Ihnen gesagt habe: Mit dem alten Herzen gebe ich Ihnen noch fünf, vielleicht sechs Monate. Mit einem neuen Herzen können es zehn Jahre sein. Und mehr. Aber auch nach der Operation werden Sie die Hilfe Ihrer Frau brauchen. Nicht nur in technischer Hinsicht, was die Bewältigung des Alltags betrifft. Auch emotional. Man geht durch ein Tal der Tränen, Panetta. Und es ist gut, wenn man bei diesem Gang nicht allein ist.» Grady erhob sich. Er ging hinüber zu seinem Schreibtisch, nahm die Karaffe und fragte, in Panettas Richtung: «Ein Glas Wasser? Frisch aus den Bergen. Sehr mineralhaltig.»

«Gern.» Panetta wäre jetzt gerne auch aufgestanden, schon um Grady zu zeigen, dass er bereit war, das Gespräch locker zu nehmen, aber er wusste, dass seine Knie ihm den Gefallen nicht tun würden, seine Knie waren wie Pudding.

Grady füllte die beiden Gläser und trug das Tablett zu dem niedrigen Tischchen, das neben ihnen stand.

«Auf das Leben», sagte Grady und hob sein Glas.

Panetta nickte wortlos und trank. Das Wasser tat gut. Er hatte gar nicht gewusst, wie ausgetrocknet seine Mundhöhle war. Er leerte das Glas und stellte es auf das Tablett zurück.

Grady behielt das Glas in der Hand, spielte damit, drehte es hin und her. Er hatte schöne Hände. Lange, elegante Finger. Er hätte auch ein guter Pianist werden können, dachte Panetta. Aber vielleicht spielt er ja Klavier.

«Spielen Sie Klavier, Professor?»

Grady lachte. «Wissen Sie, dass mich das ganz viele Patienten fragen?»

Panetta ärgerte sich, hob aber nur freundlich fragend die Augenbrauen. Er wollte nicht wie die anderen sein. Er wollte einzig sein. Es war das Mindeste, was er sich abverlangte, wenn er schon mit diesem kranken Herzen geschlagen war.

«Ich denke, ich weiß auch, warum die Leute das so oft fragen. Sie möchten sich vorstellen, wie ich mit den Händen arbeite. Sie wissen schon, das dünne Skalpell, die feinen Näfte, Tupfer, Pinzette, das haben wir alles in diesen Fernsehserien tausendmal gesehen, nicht? Aber die Patienten möchten sich das doch auch lieber nicht vorstellen. Deshalb greifen sie zu einer Hilfskonstruktion: Wenn der Doktor gut Klavier spielt, dann kann er bestimmt genauso gut mit Messer, Nadel und Faden umgehen. Der Mensch ist ein kompliziertes Wesen, Daniel.»

«Ich bin froh, dass Sie das so empfinden», sagte Panetta kühl.

Grady lachte leise in sich hinein. «Ich bin gut gelaunt, Daniel, weil ich sicher bin, dass ich Ihnen helfen kann. Glauben Sie nicht, dass das auch Ihre Laune heben könnte?»

«Mir scheint nur der Weg bis dahin ein wenig ... wie soll ich sagen ... bizarr.»

«Oh, nicht bizarrer als manches andere. Lassen Sie uns einfach nur pragmatisch fragen, was ist der Unterschied zwischen einem Zahn, der ausgetauscht wird, und einem Herzen? Haben Sie sich darüber schon mal Gedanken gemacht?»

Panetta schüttelte den Kopf.

«Nun, Sie werden bald damit anfangen. Und als kleine Hilfe möchte ich sagen, auch wenn Sie das jetzt vielleicht irritiert: Das Herz ist eine Pumpe. Nichts weiter. Einfach nur eine Pumpe, die man austauschen kann. Verstehen Sie? Oder bin ich zu grob?»

«Ich denke, Sie können gar nicht grob genug sein.»

«Wissen Sie, Daniel, ich glaube, Sie können das aushalten, Sie wollen das sogar aushalten. Sie sind ein schlauer Mensch. Ihr Kopf braucht etwas zu tun. Ich gebe Ihrem Kopf etwas zu tun. Das erlöst Sie aus der Fixierung auf Ihre Herztöne.»

In der Tat hatte Panetta, seit er in Gradys Zimmer gekommen war, nicht mehr sein Herz gefühlt. Jetzt wollte er auch nicht hinfassen. Jetzt hatte er seinen Stolz.

Die Assistentin steckte den Kopf in die Tür. «Es tut mir wahnsinnig leid», sagte sie mit einem entwaffnend freundlichen Lächeln zu Panetta, «aber ich muss den Professor für

eine Sekunde ausborgen.»

Grady stand sofort auf. «Was ist, Alicia?»

Als sie hinausgingen, hörte Panetta, wie die Assistentin sagte:

«Marion Frances von Station 10.»

«Die Pulmonalstenose?», fragte Grady. Und als die Sekretärin nickte, sagte Grady: «Scheiße», und zog schnell die Tür hinter sich zu.

Panetta sank tiefer in seinen Sessel. Er wünschte, Grady hätte ihn nicht allein gelassen. Nicht jetzt. Er wünschte die Patientin mit der Pulmonalstenose zum Teufel. Er schloss die Augen. Die Assistentin stand plötzlich vor ihm. «Haben Sie etwas gesagt?»

Panetta errötete, schüttelte den Kopf. «Selbstgespräche. Ich werde alt.»

Die Assistentin strahlte. «Ganz bestimmt, Mr. Panetta. Bei Professor Grady sind Sie in den besten Händen.» Sie streckte ihm die Hand hin. «Ich bin übrigens Alicia für die Patienten des Professors.»

Die Rolltreppe trug Panetta wieder nach oben, aus dem dunklen Metroschacht ins Tageslicht. Vor der Metrostation parkte ein Polizeiwagen. Die beiden Polizisten saßen mit aufgekrempeelten Ärmeln da, die Fenster waren heruntergedreht, auf dem Armaturenbrett drehte sich ein kleiner Ventilator. Sie tranken Cola aus riesigen Pappbechern, die Sitzlehnen weit zurückgedreht, und verfolgten träge das Kommen und Gehen am Eingang der Metrostation.

Panetta war froh, dass sie da waren. Er war immer froh, wenn er Polizisten sah. Es gab ihm Sicherheit. Jedenfalls für den Moment. Seit seine Puste nur noch für zehn Schritte reichte und er stehen bleiben musste, wenn er vier Treppenstufen geschafft hatte, brauchte er dieses Gefühl von Sicherheit umso stärker. Neben der Reihe von Zeitungskästen – der Kasten von USA Today war aufgebrochen – verkaufte ein Schwarzer mit Rastafrisur billige Uhren.

«Hey, Mann», er hielt Panetta am Ärmel fest, «hat dir noch keiner gesagt, dass du eine Rolex brauchst? Leute wie du können sich ohne Rolex bei ihren Freunden doch gar nicht mehr sehen lassen.» Er ließ vor Panettas Augen eine Uhr mit silbernem Gliederarmband hin- und herbaumeln. «Achtzig Dollar, und sie gehört dir.»

«Danke», Panetta schüttelte den Händler ab, «ich brauche keine Uhr.»

«Und wie willst du dann wissen, wie spät es ist?»

«Das weiß ich auch so», knurrte Panetta.

Der Händler lachte. Sein Goldzahn schimmerte. Er legte die Rolex zurück und wählte eine andere Uhr, mit digitalem Zifferblatt. «Du weißt immer, wie spät es ist?», fragte er mit ungläubigem Lachen. «Hast du eine innere Uhr oder so was?»

Panetta warf einen Hilfe suchenden Blick zum Streifenwagen.

Der Polizist stellte den Colabecher auf das Armaturenbrett und öffnete die Wagentür. Er setzte einen Fuß auf den Bürgersteig. Das allein machte Panetta schon sicherer.

«Genau», sagte er, «eine innere Uhr. Die hab ich. Die sagt mir, es ist Zeit.»

«Zu was, Mann?»

«Zeit zu gehen», Panetta schob den Händler beiseite. Er wusste, dass der Polizist ausgestiegen war und sich jetzt langsam auf den Händler zubewegte. Der Stock baumelte

am Ledergürtel, der Colt steckte im Halfter.

Panetta ging weiter. Ruhig und langsam. Alle zehn Schritte machte er eine kleine Pause, fasste sich ans Herz, automatisch. Er überquerte die Straße auf dem Zebrastreifen und wandte sich hinter dem Fahrstuhl ausstieg nach links.

Panetta bog in die 42. Straße ein. In der Ferne sah er schon das Zeichen von Starbuck's Coffee-Shop. Er brauchte jetzt einen Cappuccino. Und nicht diesen verdammten Kräutertee, den MacLachlin ihm immer eingeredet hatte. Von Kräutertees wurde sein Herz nur noch schlaffer und seine Müdigkeit nahm geradezu unüberwindliche Dimensionen an.

Weißt du, was ich nicht mehr aushalte?, hatte Martha ihm neulich beim Abendessen gesagt. Dass du mich angähnst, wenn ich mir dir rede. Wenn ich dir was erzähle. Ist das alles so verdammt langweilig, was ich sage? Soll ich lieber ganz den Mund halten? Wollen wir den Fernseher anmachen, während wir essen? Oder ist es dir lieber, wenn ich überhaupt für eine Weile aus deinem Blickfeld verschwinde? Ich mein das nicht böse, Darling. Ich will dir nur helfen.

Er wollte fit sein, wenn Martha nach Hause kam. Als er an dem Blumenstand vorbeikam, fiel ihm ein, dass er Martha lange keine Blumen geschenkt hatte. Er blieb stehen, blickte auf die Eimer mit eingewickelten Rosen. Rosen in jeder Farbe. Er würde heute gleich mit ihr reden müssen. Grady brauchte eine Antwort.

«Alle ganz frisch», sagte die Verkäuferin, eine Frau mit dicken weißen Schenkeln, die sich gegeneinanderriegen, wenn sie sich bewegte.

Als Panetta sich herunterbeugte und seine Nase in einen Rosenstrauß steckte, bellte unablässig ein Hund. Er hörte, wie eine Frau rief: «Homer, verdammt noch mal, halt die Schnauze!»

Er schaute auf und lächelte die Verkäuferin an. «Ich nehm davon ein Dutzend.» Er fragte sich, was Leute sich dabei dachten, wenn sie ihren Hund Homer taufte.